

Ungleiches Kinderlos

Autor(en): **A.V.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 44

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646758>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

werden, ohne dabei ihren historischen Charakter einbüßen zu müssen. Dies wäre auch schon unbedingt geschehen, wenn sie nicht eben in der „Unteren Stadt“, dem Stieffinde der Bundesstadt gelegen wären.

Eines von diesen Gebäuden ist das „Antonierkloster“. Es könnte schon längst ein Museum für Heimatschutz, ein Städtmuseum, ein Gemeindefaal, Ratsaal oder Turnsaal sein und dabei sein ehrwürdiges Aeußeres ganz ruhig behalten. Heute aber wird es zum kleineren Teil zur Aufbewahrung von Feuerlöschgeräten, zum größeren Teil aber als Zufluchtsort alten, unbrauchbaren Gerümpels benützt, für das nicht einmal der Althändler mehr etwas gibt. Und doch wären Antonierhaus und Antonierkirche schon aus Pietät einer edleren Bestimmung würdig.

Denn das Antonierhaus ist eines der wenigen rein gotthischen Gebäude Berns. Mit dem Bau der Antonierkirche wurde 1494 begonnen, vollendet wurde der Bau aber bis auf den heutigen Tag nicht. Das Antonierhaus selbst aber wird schon 1448 im Tellbuch unter den Tellpflichtigen des „Kienthalviertels“ erwähnt, „an der Hornmannsgasse, sonnenhalb“. Es war eine Ballei der „Tönier“, wie man in Bern die Brüder des Antoniusordens kurzweg nannte. Die Aufgabe der Tönier bestand darin, durchreisende Pilger, die Heilung ihrer Krankheit, des „Antoniusfeuers“, durch eine Wallfahrt zu den Gebeinen des heiligen Antonius suchten, zu beherbergen. Den vom Antoniusfeuer befallenen Kranken wurden einzelne Gliedmassen brandig und starben ganz ab, die Gebeine des heiligen Antonius aber ruhten in St. Didier de la Mothe, bei Vienne im Delphinat, wohin sie durch einen Grafen von Poitiers um 1050 von Konstantinopel gebracht worden waren.

Im Jahre 1447 wird auch eine Antonierkapelle erwähnt und 1453 verfügte der „Deutsche Orden“ als geistliches Haupt der Stadt Bern, daß den Dienst in Haus und Kapelle ein Antonier zu versehen habe. 1471 wurde eine obrigkeitliche Steuer für das Haus bewilligt und gleichzeitig verboten, „in hiesigen Landen weitere Kapellen oder Altäre St. Antoni zu weihen“. Außerdem aber wurde dem Regierer dieses Hauses zugesagt „Schweine in allen hiesigen Städten und Ländern in St. Antoni Namen zu stellen“. Womit wohl das Recht, kranke Schweine durch Beschwörung zu heilen, verstanden gewesen sein dürfte. Laut einer Sedelmeisterrechnung von 1482 gab die Regierung an den Bau zu St. Antoni 50 Pfd. 1484 bekundet der Bruder Franziskus Mallet, Commentur des Hauses, in einem Schreiben die Absicht, einen „Uffbau“ der Kirche vorzunehmen und im gleichen Jahre noch gestattet die Regierung eine Sammlung für diesen Bau. 1494 schreibt Anshelm: „Diß Jahrs ist angefangen zu buwen die Kilchen uf der Nydeck und Sanct Antonis“. Ausgebaut wurde, wie schon erwähnt, die Kirche nie, es fehlten die Mittel und die Begeisterung. Schon 1528 wurde befohlen „die Gößen zu Antoni zu verbrennen“.

Die Kirche selbst ruht auf gotthischen Bögen, welche nach bernischer Bauart die durchlaufenden Lauben bilden. Dieselbe ist durch zwei Kreuzgewölbe überspannt und die innere Wand von zwei Eingängen in die Kirche durchbrochen. Zwischen den Kreuzgewölben ist ein Wappenschild mit dem „T“ des Ordens angebracht. In der Arkadenwand zwischen den Türen ist eine kleine Nische zur Aufstellung des Heiligen und des ewigen Lichtes. Dies ist wohl das einzige erhaltene Straßenaltärfchen des alten katholischen Berns. Im Innern der Kirche sind noch Spuren einiger Wandmalereien bemerkbar, die aus dem 15. Jahrhundert stammen dürften. Die jetzigen Balkenlagen sind spätere Zutaten und trugen viel zum Ruin der erwähnten Fresken bei. Alle noch am Gebäude erhaltenen Formen zeigen den Charakter der späteren Gothik. Nach der Reformation wurde die Kirche zu einem Kornhaus umgewandelt, später wurde der Mueshafen dorthin verlegt, noch später diente sie als Postwagenremise und 1839 sogar als Antiquitätensaal. Heute ist sie, wie ebenfalls schon erwähnt, teils Feuerwehrgeschuppen und teils Rumpelkammer.



Das ehemalige St. Antonierkloster an der Postgasse in Bern und die Vorstandsmitglieder des heutigen Postgäßleistes.

Interessieren dürfte vielleicht noch, daß nach der Reformation die „Bilder zu St. Antonien in das Gewölbe gelgt“ (verbrannt?) wurden, der Vorsteher Mallet aber wurde „von sin's Mißhandels wegen“ aus Bernischen Landen verbannt, sein „Degen, Tollen (Dolch), Silber und übrige Habseligkeiten“ konfisziert. 1528 verkaufte die Regierung die Matten, Reben und Gärten des Tönierhauses an den Stadtschreiber Peter Zyro, Ordenshaus und Stall an Mathias Murer.

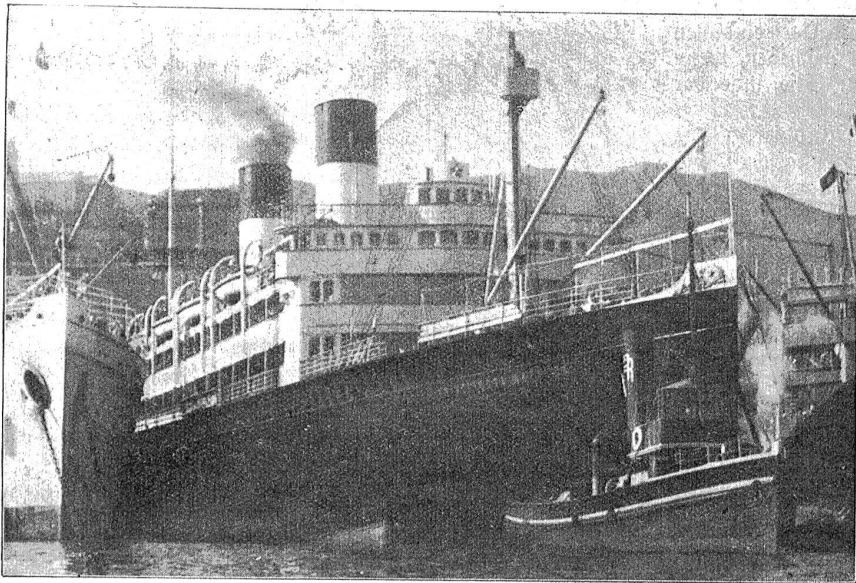
Unser Bild zeigt das Antonienkloster im Schmuck des letzten Bärnfestes, aus dem Fenster blickt das Schemen eines längst verstorbenen Mönches und auf der Tafel steht der Vers:

Sanct Antonienkloster schämt sich
In der Postgäß' vor der Welt,
Weil die Feuerwehr ihr Grümpel
Alles drinn' verborgen hält.
Und doch könnte in des Klosters
Großen Räumen wirklich sein,
Längst ein Turnsaal, Ratsaal oder
Gar wohl ein Museum sein.

Vor dem Hause aber ist der Vorstand des Postgäßleistes aufmarschiert.
Leonhardt.

Ungleiches Kinderlos.

Im Eisenbahnzug kann man vielerlei beobachten. Fremde Menschen mit fremden Schicksalen sitzen rings um uns. Aber blicklichtartig enthüllt sich ihr inneres Wesen dem Auge des Aufmerkamen, wenn sie sprechen, in der Art und Weise, wie sie sich benehmen. Und da hat man denn oft eine leise Sehnsucht, mehr zu wissen aus dem Leben jener Andern, ihrer Persönlichkeit näher zu treten. Es sind geheimnisvolle Strahlen, die uns zu fernem hin-



Die „Prinzipeffa Mafalda“ im Hafen von Genua.

(Phot. D. Rofe, Bern.)

Der Untergang der „Prinzipeffa Mafalda“.

Der italienische Passagierdampfer „Prinzipeffa Mafalda“ sank infolge einer Kessel-explosion in der Nähe der Küste von Bahia. Der Dampfer fuhr von Genua nach Rio de Janeiro und hatte ca. 1200 Passagiere und Mannschaft an Bord. Von den Dampfern „Formosa“, „Empire Star“ und „Athenia“ sind fast alle Passagiere gerettet worden. Auf dem Dampfer befanden sich angeblich auch acht Schweizer und zwar: Frau Heeb, Luzern; Herr Bollrath, Zürich; Frau Novillo de Quiroza; Herr Grandjean, Genf; Herr Wille, Neuenburg und die Herren Rost und Meierhofer, Zürich und noch ein Reisender aus Lausanne. Ueber das Schicksal der Schweizer ist noch nichts bekannt. — Unser Bild zeigt die „Prinzipeffa Mafalda“ im Hafen von Genua, wo sie von einem Teilnehmer an der Spanienreise der Stadtmusik anlässlich der Durchreise photographiert wurde.

ziehen, verwandtschaftliche Gefühle den wildfremden Menschen gegenüber.

Aber ebensooft empfinden wir das Gegenteil. So ging es mir leztthin auf einer längern Fahrt. Uns gegenüber hatte eine jüngere Frau mit zwei Kindern, einem Bübchen und einem Meiteli und dem Großvater Platz genommen. Beides waren hübsche, gutangezogene Kinder und beide wollten natürlich am Fenster sitzen. Das kleine Bübli frakte bei diesem Streit sein größeres Schwesterchen im Gesicht. Als es weinte, wurde es von der Mutter gestraft. In meinem Innern erwachten revolutionäre Gedanken: „Natürlich, der Prinz!“ Ob aus meiner Jugendzeit her ähnliche Erinnerungen austauchten und an der raschen Parteinarahme für das Meiteli mithalten?, ich weiß es nicht. Ich wollte mich abwenden und redete mir ein, die Sache gehe mich nichts an, aber immer wieder sah ich die verschüchterten, vorwurfsvollen Augen der Kleinen gegenüber in der Fensterecke. Aufstehen und hinaus schauen durste es nicht, denn der „Prinz“ saß gegenüber auf Großvaters Schoß, der hätte es nicht gestattet. Also saß man ruhig, folgsam und aufrecht an seinem Platz. Weder die Mutter noch der Großvater sprachen mit dem Meiteli, fragte es etwas, so wurde ihm ziemlich unwirsch Befehd gegeben. Die Ausprüche des Bübchens dagegen wurden gebührend bewundert, belacht und mit Küßchen belohnt. Bis-à-vis saß das Meiteli und darbtete und hungerte nach Liebe. Armes, liebes Kind, könnte ich Dich doch auf meinen Schoß nehmen, Deine Wange streicheln und Dir zeigen, daß Du ebenso liebenswert bist! So dachte ich mehrmals. Die Fahrt dauerte mehr als zwei Stunden. Die Kinder wurden müde. Das Büblein wurde sorglich in Mutters Arme gebettet, bekam das „Nüggi“, (obwohl es dazu auch schon zu groß war) schlief aber nicht; es hatte ja Unterhaltung genug. Das Meiteli dagegen wollte vor Müdigkeit und Langedeweile das Köpchen in die Ecke lehnen und schlafen. „Jetzt wird nicht mehr geschlafen“, tönte es ziemlich „räh“ aus der Mutter Mund; „in einer halben Stunde sind wir am Ort und dann gehst Du sofort zu Bett.“ Das Kind nahm nun den großen „Muz“ und drückte ihn in aufwallender Zärtlichkeit an sich. Die innere Hüftlosigkeit und der unbewußte Jammer einer mißverstandenen Kinderseele suchten sich mit dieser, dem leblosen Muz entgegengebrachten Liebe einen Abzug. Ein Großes hätte gegrollt, das kleine, unschuldige, unverdorrene Kind wollte seine Zärtlichkeit, die den Weg zur Mutter nicht fand, einem andern Wesen schenken. Aber auch dieser Versuch scheiterte. Sofort reklamierte der Knabe: „Das ist mein Bär“ und mit einer unsanften

Bewegung riß ihn die Mutter aus den Armen des Kindes und wollte ihn dem „Prinzen“ übergeben. Dieser beehrte ihn aber gar nicht, also hütete ihn die Mutter auf ihrem Schoß. Das Meiteli saß nun nicht mehr am Fenster, sondern vorn im Bank mir gerade gegenüber. Es kämpfte tapfer gegen den Schlaf und doch sank das müde Köpchen oft nach rückwärts. Ein barsches Wort der Mutter schreckte es immer wieder auf. —

Ich war froh, daß wir aussteigen konnten und ich dieses Kinderlos nicht näher mit ansehen mußte. Aber ein leises Gebet stieg aus meinem Herzen für dieses Kind: „Behüt Dich Gott und alle Engel! Ist's auch oft hart, sie werden um Dich sein und später einmal bist Du der Trost der Mutter, nicht dieses verhätschelte Söhnlein!“ A.V.

Herbstnacht.

Von Gottfried Keller.

Als ich, ein Kind, am Strome ging,
Wie ich da fest am Glauben hing,
Wenn ich den Wellen Blumen gab,
So zögen sie zum Meer hinab.

Nun hält die schwarz verhüllte Nacht
Erschauernd auf den Wäldern Wacht,
Weil bald der Winter, kalt und still,
Doch tödlich mit ihr ringen will.

Schon rauscht und wogt das weite Land,
Geschüttelt von des Sturmes Hand,
Es braust von Wald zu Wald hinauf
Entlang des Flusses wildem Lauf.

Da schwimmt es auf den Wassern her,
Wie ein ertrunknes Völkerverher
Schwimmt Leich' an Leiche, Blatt an Blatt,
Was schon der Streit verschlungen hat.

Das ist das tote Sommergrün,
Das zieht zum fernen Weltmeer hin —
Ade, ade, du zarte Schar,
Die meines Herzens Freude war!

Redaktionelles. Durch ein Versehen unterblieb die Quellenangabe zu dem Aufsatz „Trüben aus dem Historischen Museum in Bern“ in unserer Nummer 41, Seite 625 f. Wir entnehmen die Arbeit mit Erlaubnis des Verlages der gediegenen Basler Zeitschrift „Das ideale Geim“.